

A c h t e s B u c h .

(1760.)

Der Operationsplan der Verbündeten hatte jetzt zum Endzweck, den König von Preußen zu zwingen, entweder Sachsen oder Schlessen Preis zu geben. Die Franzosen wünschten, daß die Russen Stettin belagern möchten; Soltikow aber wollte den Krieg in Pommern längs dem Secufer führen, und bestand darauf, erst Danzig wegzunehmen; August bat, Sachsen so bald als möglich zu befreien; die Oesterreicher hingegen dachten nur auf die Eroberung Schlessens. Endlich gewannen die Vorschläge der letztern die Oberhand, und Soltikow erhielt Befehl, mit der Russischen Haupt-Armee in diese Provinz einzudringen, und Breslau zu belagern.

Friedrich übernahm es, Sachsen in eigener Person zu vertheidigen; seinen Bruder Heinrich schickte er mit einem großen Corps, die Russen zu beobachten, und der Prinz von Würtemberg erhielt ein kleines Corps, um gegen die Schweden zu marschiren. Dieser Prinz war kurz zuvor nebst dem Markgrafen von Schwedt von den Kosaken gefangen, aber gegen einen Revers wieder freigelassen worden, womit man in Petersburg sehr unzufrieden war. Um die Armee in Sachsen zu verstärken, wurden die beiden Preussischen Dragoner-Regimenter von der alliirten Armee abgerufen. Der König machte allen Generalen bekannt, daß er in diesem Jahr mehr wie gewöhnlich gendthigt seyn würde, starke Märsche zu machen, um den Feind zu einer Schlacht zu bringen. Er befahl ihnen dabei, die Truppen aufzumuntern, um die zu erwartenden Beschwerden mit Geduld und Standhaftigkeit zu ertragen, und sie zu erinnern, sich bei allen Gefechten des Preussischen Namens würdig zu zeigen.

Schlessen war im Anfang dieses Jahres nur schwach besetzt. Der König begnügte sich, die dortigen Festungen durch Truppen zu verstärken, wobei das Pommersche Infanterie-Regiment von Manteufel einen außerordentlichen Beweis von Tapferkeit gab. Es verließ die Cantonirungs-Quartiere unweit Heisse, worin es entfernt von andern Truppen gelegen hatte. Laudon wartete nur auf diesen Augenblick,

um sich mit vier Cavallerie-Regimentern zu nähern. Er sandte einen Officier ab, und ließ dem Regimente den Antrag thun, sich gefangen zu geben, wobei Hohe und Niedrige ihre ganze Bagage behalten, im Vertheidigungsfall aber von seiner Cavallerie sämmtlich niedergehauen werden sollten. Der Befehlshaber des Regiments erwiederte: der Officier möchte die Antwort von den Soldaten selbst hören. Er nahm ihn mit sich vor die Fronte, und nun erklärte er seinen Kriegern in Plattdeutscher Sprache Laudons Antrag und Drohung, und fragte um ihren Entschluß. „Wir wollen — — —“ war in Pommerscher Mundart die sehr unhöfliche, aber kernhafte Antwort der wackern Preußen, die wie ein Lauffeuer durch alle Reihen lief, und aus jedem Munde ertönte. Nun gab Laudon den Befehl zum Einhauen. Die ganze Cavallerie stürzte also in geschlossenen Schaaren auf dies im freien Felde isolirte Regiment los, wurde aber durch einen Kugelregen zurückgeworfen, worauf sich das Regiment in Marsch setzte. Immer geschahen neue Angriffe mit verdoppelter Gewalt, und gleich schlechtem Erfolg, in einer Strecke von zwei Meilen, worauf dann endlich das Cavallerie-Corps, der unmächtigen Versuche müde, nach einem ansehnlichen Verlust zurück trabte.

Laudon führte jetzt aus, was die Oesterreicher in vier Feldzügen nicht hatten thun können; er eroberte den Feldzug in Feindes Land. Der Preussische General Fouquet deckte Schlessen mit 13,000 Mann. Er stand bei Lands hut in einem verschanzten Lager auf vielen Bergen ausgehnt. Da der Feind sich immer mehr verstärkte, so war dies Lager der Preußen gefährlich; auch wünschte Fouquet es für jetzt zu ändern, und wagte deshalb die ernstlichsten Vorstellungen; allein Friedrich wollte nichts davon hören, weil er auf des Schlessischen Ministers Schlaberndorf Anrathen die einträglichen Gebirgsstädte nicht unbeschußt lassen wollte. Er sandte daher wiederholt an Fouquet ausdrückliche Befehle, dieselben Posten nicht zu verlassen. Laudon wartete, bis dieser Feldherr sich eben durch Detaschements noch mehr geschwächt hatte, und nur 8000 Mann stark war, und nun griff er ihn mit 31,000 Mann in fünf besondern Corps, und an fünf Orten zugleich an. Nachdem er einige Schanzen erstiegen hatte, ließ er den Preussischen Befehlshaber, wie bei einer

Festung, förmlich auffordern, sich zu ergeben; Fouquet antwortete durch Kugeln, und zog sich unter beständigem Gefechte von Anhöhe zu Anhöhe bis ins Thal. Hier sprach er den Soldaten Muth ein, und formirte ein Viereck, womit er sich immer fortbewegend mit der seltensten Tapferkeit vertheidigte, bis seine von allen Seiten eingeschlossenen Truppen, nachdem sie in einem achtsündigen Treffen fast alles Pulver verschossen, und sich nicht mehr gehdrig wehren konnten, endlich der Uebermacht unterliegen mußten. Fouquet selbst wurde gefährlich am Kopfe verwundet, und stürzte mit seinem unter ihm zugleich todtgeschossenen Pferde zu Boden. Mehrere seiner tapfersten Soldaten versuchten ihren Feldhern zu retten, umringten ihn, und fochten, bis sie neben ihm hinsanken. Er bekam noch zwei Säbelhiebe in Arm und Rücken, und ein Oesterreicher Reiter war eben in Begriff, ihm vollends den Rest zu geben; allein die seltnere Treue eines gemeinen Reitknechts, Namens Trautschke, rettete diesen Helden. Er warf sich auf seinen Herren, und fing mit seinem Leibe die demselben zugedachten Wunden auf. Sie waren nicht tödlich, der Mann wurde wieder hergestellt, und seine Treue durch ein mangelfreies bequemes Leben belohnt.

Fouquet wurde nun mit 4000 Mann, fast lauter Infanterie, zu Kriegsgefangenen gemacht. 600 Preußen waren auf dem Wahsplatz geblieben, und 1800 verwundet worden. Die Reiterei hatte sich durchgeschlagen, und auch ein kleiner Theil des Fußvolks war entkommen, das unter dem Schuß der Cavallerie glücklich Breslau erreichte. Die Oesterreicher zählten an 3000 Todte und Verwundete.

Die wichtigste Folge des Treffens bei Landshut war die Eroberung von Olmütz. Diese wichtige Festung, mit Munition und Proviant in Ueberfluß versehen, hatte nur eine Besatzung von 2400 Mann, größtentheils Ueberläufer und Ausländer; hiezu kam ein unwürdiger Commandant, ein Italiäner, Namens d'O, der durch Zufall zu diesem Posten gekommen war. In dieser mislichen Lage befand sich die Hauptfestung Schlesiens, als sie im Julius vom General Harsch belagert wurde. Die Oesterreicher hatten nur wenige Batterien errichtet; sie verließen sich auf das Einverständnis

mit den Jesuiten und andern Mönchen des Orts, die eine Anzahl katholischer Soldaten gewonnen hatten. Kaum also zeigte sich der Feind, so verließen die Preußen gleich einige Außenwerke. Die Kroaten nahmen solche in Besitz, und durch diese schleunigen Vortheile aufgemuntert, stürmten sie auch die Hauptwerke sechs Tage nach Eröffnung der Laufgräben. Die bunt zusammengesezte Besatzung machte einen Aufruhr, ganze Compagnien warfen das Gewehr weg, und in vier Stunden war die Festung und alles dazu gehöri- ge, ohne die geringste Capitulation, in den Händen der Oesterreicher. Die Sieger fanden hier ungeheure Magazine, und erlangten durch diese Eroberung einen festen Fuß in Schlessien. Ueberhaupt stand ihnen nun diese ganze von Preussischen Truppen entblöste Provinz völlig offen, und Laudon konnte frei wählen, welche Festung er hier zuerst belagern wollte.

Friedrich, der von diesen gehäuften Unfällen noch nichts wußte, aber dennoch für Schlessien sehr besorgt war, wünschte dahin zu marschiren, ohne jedoch die Daunische Armee in Sachsen zurückzulassen. Dagegen aber mußte er auch fürchten, wenn er sie nach sich zöge, und Laudon ihm entgegen rückte, zwischen zwei Feuer zu kommen; überdies waren die Reichs-Truppen nach Sachsen in Anmarsch. Die Blokade von Glas, die Laudon noch vor dem Treffen von Landsbut angefangen hatte, und wovon Friedrich Nachricht erhielt, hob jedoch alle Zweifel. Er brach auf, ging über die Elbe, schlug einen Theil des Lascschen Corps, und rückte nun auf das Haupt-Corps selbst los, um es anzugreifen. Lascy wartete dies nicht ab; er zog sich eiligst zurück, und nun ging auch Daun über die Elbe. Beide Heere setzten sich jetzt neben einander in Marsch nach Schlessien. Die Hitze war so drückend, daß an einem Tage, dem 6ten Julius, hundert und fünf Preußen mitten in ihren Gliedern todt zu Boden stürzten. Alles schmachtete nach Wasser, das man den so schwer bepacten, von Schweiß triefenden Soldaten zu trinken nicht gestatten wollte. Kaum aber wurden diese einen Brunnen, einen Bach, einen Teich, oder eine Pfütze gewahr, so legte der wüthende Durst über alles, selbst über die sie zu erwartenden Prügel. Sie sprangen aus ihren Gliedern, schöpften das Wasser mit ihren Hüten, und labten sich so

mitten unter den Schlägen, die während des Trinkens auf sie losregneten.

Die Daunische Armee war der Königlichen immer zur Seite, und Lascy mit seinem großen Corps der letztern im Rücken. Dies erzeugte bei Friedrich, der jetzt auch das Unglück bei Landshut vernommen hatte, den Entwurf, über Lascy mit seiner ganzen Macht herzufallen. Er wandte sich also plöthlich um, nahm seinen Marsch zurück nach Bauhen, und so gerade auf Lascy los, der sich in größter Eil zurückzog, und endlich durch Dresden über die Elbe ging. Der König beschloß jetzt diese Residenz zu belagern, woran er zuvor nicht gedacht hatte. Er war überzeugt, daß der behutsame Daun nicht mit seiner Armee allein nach Schlesien gehen, und Lascy in Etich lassen würde. Friedrich ersuhr auf diesem Marsch Fouquets Niederlage, die ihm das Freudenfeuer der Oesterreicher verkündigte, und nun wurde er in seinem Vorhaben, auf Dresden zu gehen, noch mehr bestärkt. Daun hatte indessen seinen Marsch fortgesetzt; er wünschte nichts so eifrig, als dem König in Schlesien zuvorzukommen. Sobald er jedoch des Königs Bewegungen hörte, und dessen Absicht ahnete, trat er auch sogleich den Rückzug an.

Mittlerweile wurde Dresden berennt; ein Ort als Festung sehr unbedeutend; denn die Altstadt hatte keinen bedeckten Weg, keine Naveline (Vorschanze), nur schmale Gräben, und die Neustadt bloß durch Pallisaden geschützte Erdwälle, ohne alles Mauerwerk. Hier war die Bestürzung sowohl der Einwohner, als der Besatzung unaussprechlich. In wenig Stunden waren die Oesterreicher aus dem großen Königlichen Garten und den benachbarten Vorstädten von den Preußen vertrieben, und vielleicht hätte ein kühn gewagter Sturm in diesen kritischen Augenblicken das Schicksal von Dresden ganz entschieden. Es ist wahrscheinlich, daß die mit einer stürzenden Eroberung verknüpften Greuel, und zwar in einer Hauptstadt, den verneisenden Entschluß Friedrichs bestimmten. Er hoffte, diesen so wichtigen Ort in der Geschwindigkeit durch Capitulation zu bekommen; allein die Oesterreicher, die sich sehr bald auf der andern Seite der Elbe eine Gemeinschaft mit der Stadt eröffneten, und eine Menge Trup-

pen hineinwarfen, vernichteten diese Erwartung; auch waren die Reichs = Truppen in der Nähe von Dresden angelangt. Die Antwort des Commandanten, General Maquire, auf die Aufforderung war daher: er würde sich bis auf den letzten Mann wehren. Es kam nun zu einer förmlichen Belagerung, die unter die merkwürdigsten Begebenheiten dieses außerordentlichen Krieges gehört.

Die Preußen fingen den 14ten Julius an, die Stadt an beiden Seiten der Elbe zu beschießen. Noch am nämlichen Tage steckte die Besatzung das am Ufer des Flusses aufgethürmte Brennholz in Brand, damit die Preußen es nicht zur Ausfüllung des Stadtgrabens gebrauchen möchten. Das Feuer griff um sich, und legte viele benachbarte Häuser in die Asche. Das schwere Preussische Geschütz war noch nicht angekommen, daher bediente man sich zuerst nur der zwölfpfündigen Kanonen, der Haubitzen = Granaten, und der Feuerkugeln. Der häufig entstehende Brand wurde jedoch noch zur Zeit durch gute Anstalten gelöscht. In der Hoffnung, daß die Gefahr der Einäscherung einer königlichen Residenz, und zwar von einem Bundesgenossen, dessen Länder man beschützen wollte, auf die Oesterreicher wirken würde, wurden gleich anfangs die Schüsse mehr auf die Stadt, als auf die Wälle gerichtet. Der Commandant, durch höhere Befehle geleitet, ließ sich jedoch dadurch nicht irre machen; er vertheidigte sich, unterstützt von der ganzen Oesterreichischen Armee, die wenig Tage nachher ankam, und deren Truppen, wie in einem unbelagerten Ort, in der Neustadt beständig aus- und einzogen; sie hatten nämlich das schwache Corps der Preußen, das unter dem Commando des Prinzen von Holstein an dieser Seite der Elbe in einer beträchtlichen Entfernung von der königlichen Armee stand, mit Verlust vertrieben. Dieser Vortheil der geöffneten Verbindung war so außerordentlich, daß alle Operationen der Belagerer dadurch vereitelt werden mußten. Es rückten nun ganze Corps Oesterreicher in die Stadt, die Ausfälle thaten, während daß die Besatzung ruhe. Friedrich, der das Innere der Städte Prag und Olmütz bei seinen Belagerungen so viel als möglich verschont hatte, nahm nun ein anderes System an. Er wollte versuchen, ob nicht die Furcht, Dresden in wenig Tagen in einen Schutt-

haufen verwandelt zu sehen, den Abzug der Oesterreicher veranlassen würde.

Die schwere Artillerie kam indes aus Magdeburg an, und nun wurden unaufhörlich Bomben in die Altstadt geworfen. Die Einwohner klagten erbärmlich, und wußten nicht, wo sie sich in der Angst hinwenden sollten. In den Häusern waren sie in Gefahr, zerschmettert zu werden, zu verbrennen, oder zu ersticken, und auf den Straßen droheten die umherfliegenden Kugeln ihnen auch den Tod. Dergleichen Unglücksfälle geschahen fast stündlich, so daß man sich nur nothgedrungen aus den Häusern wagte. Die Vorstadt vor dem Wilsdruffer Thore, die bei der vorigen Belagerung verschont geblieben war, wurde jetzt von den Preußen in Flammen gesetzt, um den Wällen desto näher zu seyn. Das Feuer wüthete nun entsetzlich in und außer der Stadt; viele der vornehmsten Straßen brannten von einem Ende zum andern. Prachtige Palläste wurden ein Raub der Flammen. Wo man hinblickte, stürzten Häuser von vielen Stockwerken ein, die Sitze der Industrie und des Wohlstandes. Oft wurden die armen Einwohner unter den Schutt begraben, oder sie flohen, und ließen alles in Stich.

Was dies Elend noch vermehrte, war das Betragen der Oesterreichischen Besatzung, deren Raubbegier den unglücklichen Dresdnern mehr Schaden, als Bomben und Flammen that. Eine Menge Keller und unterirdischer Gewölbe in dieser Residenz war bombenfest. Hieher brachten viele hundert Familien alles, was sie nur Kostbares hatten. Die Zugänge und Oeffnungen wurden sorgfältig verrammelt, mit großen Schließern versehen, oder vermauert, und nun gaben diese bedrängten Einwohner das übrige Preis. Sie retteten sich auf die nahe liegenden Weinberge, oder in die benachbarten Städte und Dörfer. Umsonst war ihre Vorsicht, und vergessens ihre Erwartung, den besten Rest ihres Eigenthums wiederzufinden. Ihre Bundesgenossen, die Oesterreicher, erbrachen diese bombenfesten vermauerten Keller, und raubten alles. Jede noch so künstlich verwahrte Oeffnung wußten sie auszuspähen. Viele dieser Vbschwicker wurde hingerichtet, allein es half nichts. So schlecht war die Mannszucht, und so wild das Betragen in einer Stadt, die man beschützen wollte.

Auch die Besewelt verlor bei dieser Zügellosigkeit. Einige wichtige, schon vollendete Manuscripte des vortrefflichen Satyrikers Rabener, die gleichfalls in einem solchen Keller aufbewahrt wurden, fielen in die Hände der Kroaten, die den Druck unbeforgt ließen.

Das Bombardement wurde indessen immer fortgesetzt. Eine Anzahl Bomben fiel auf die Kreuzkirche, eine der ältesten und schönsten Kirchen in Sachsen. Der festgebaute Thurm that lange Widerstand, endlich aber drangen die Eisenmassen ein, zerschmetterten das Dach der Kirche, und zerstörten das Innere des Gebäudes, so wie die umliegenden Häuser. Die wüthenden Flammen vollendeten das Werk. Auf diesem Thurm standen einige Kanonen, die man zu Folge eines alten Gebrauchs an Feiertagen abfeuerte. Man war so unvorsichtig gewesen, sich derselben auch jetzt bei der Belagerung gegen die Feinde zu bedienen; obgleich nur einigemal, und ohne Wirkung, mehr zum Versuch als planmäßig. Diese wenigen, von den Belagerten so wie von den Einwohnern kaum bemerkten, Schüsse waren jedoch entscheidend, weil nun die Preußen die Kirche wie eine Batterie betrachteten, die man zerstören müsse. Da gefühllose Verheerung ohne weitere Rücksicht nun einmal die Losung war, und keine Befehle zur Schonung der andern Kirchen gegeben wurden, so fuhr man mit diesem grausamen Geschäft fort, und nahm die emporragenden Gebäude besonders zum Augenmerk; da denn auch der gewölbte Thurm der Frauenkirche den Bombardirern oft zum Ziel diente; allein die Bomben prallten immer von der Kuppel ab, und verursachten bloß Risse.

Die persönliche Rettung war jedoch die Hauptangelegenheit der unglücklichen Einwohner aller Stände. Die häufigen Nachrichten von ganzen Familien, die unter den Trümmern ihrer Wohnungen elendiglich umkamen, und die Hungersnoth, die sich einstellte, setzten alles in Bewegung. Da man nach eröffneter Verbindung in der Neustadt vor den Bombengeschicht war, so lagen die Menschen in den dortigen Häusern bis unter die Dächer aufeinander gehäuft; noch mehrere aber verließen die Stadt gänzlich. Die Landstraßen wimmelten von Menschen. Greise und Matronen, durch Alter und Schwachheit zu Boden gedrückt, krochen an ihren

Stäben fort, oder lehnten sich auf den Arm ihrer Eöhne und Töchter, die große Bündel trugen, und selbst kaum fortkonnten. Mütter, von ihrer Kindheit an mit allen Gemächlichkeiten des Lebens vertraut, wanderten zu Fuß, mit ihren Säuglingen an der Brust, und seufzten zum Himmel. Viele dieser Flüchtlinge fanden eine augenblickliche Linderung ihres Unglücks im Gebet; aber der Anblick der rauchenden Stadt, der nagende Hunger, und die Aussicht auf ein künftiges Elend, raubten ihnen wieder den Trost, den sie eben empfunden hatten. Da es an Pferden mangelte, schleppten viele an Wohlstand und Ueberfluß gewöhnte Personen ihre geretteten Habseligkeiten selbst auf dem Rücken fort. Man sah wohlgebildete Frauen, von Schönheit und feiner Sitte, wie die Lastthiere bebact. Die Schwächlichen und Kranken dieses Geschlechts wurden von ihren männlichen Freunden auf Schubkarren gefahren. Alle angenommene Begriffe von Anstand und Schicklichkeit, alle kleine Vorurtheile der höhern Volksklassen von Ehre und Schande, alle Regeln der Höflichkeit hörten in diesen schrecklichen Stunden auf; die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens wurden geschwächt, oder aufgelöst.

Die Belagerten waren in Ueberfluß mit Artillerie versehen, die auch wohl bedient wurde; allein sie konnten das Feuer der Preußen nicht zum Schweigen bringen, da diese ihre Bomben-Batterien hinter Schutthaufen abgebrannter Häuser aufgeführt hatten. Den 19ten Julius, an einem einzigen Tage, wurden über 1400 Bomben und Kugeln in die Stadt geschleudert; es brannte in allen Winkeln. An kein Lbschen wurde mehr gedacht; auch war es nicht möglich, da die Belagerer das den Einwohnern so nöthige Adhrwasser abgeschnitten hatten. Ein Ausfall folgte dem andern. Manche fielen für die Belagerten gut aus, die, immer von frischen Truppen unterstützt, mit ausgedehnter Gewalt angreifen konnten. Sie trieben die Preußen bisweilen aus den Laufgräben, vernagelten Kanonen, und brachten Gefangene nach Dresden zurück.

Friedrich, durch diese Unfälle aufgebracht, ahndete sie an dem Regiment von Bernburg, das sich in den Laufgräben nicht lange genug gewehrt hatte, und der Uebermacht gewi-

chen war. Die Strafe war in den Preussischen Kriegs=Annalen beispieslos. Die gemeinen Soldaten mußten ihre Seitengewehre, und die Unterofficiere sowohl als die Officiere ihre Huthreffen ablegen. Beides war freilich sehr entbehrlich; der Soldat marschirte leichter, und der Officier vermisterte kaum diese fehlende Zierde an seiner Uniform; aber es war als Abzeichen hinreichend, bei ehrgeizigen Kriegern die größte Wirkung zu erzeugen. Das Regiment, das, von dem berühmten Fürsten Leopold von Dessau selbst gebildet, nicht selten Proben von Tapferkeit und guter Kriegszucht gegeben hatte, wurde aufs tiefste gebeugt. Fast alle Officiere, reiche und arme, überzeugt, nach Umständen ihre Pflicht gethan zu haben, verlangten ihren Abschied, der ihnen aber verweigert wurde.

Da die Oesterreicher sehulich wünschten, die Belagerung bald beendigt zu sehen, so machten sie in Verbindung mit den Reichs=Truppen einen Versuch, die königliche Armee zu überfallen, die das Belagerungs=Corps deckte. Das Hauptquartier war in einem Vorwerk nahe bei dem schwach besetzten, und bloß durch Bocposten bedeckten Dorfe Gruna, in einiger Entfernung vom Lager; dies schien eine feindliche Unternehmung zu begünstigen. Man schmeichelte sich, den König gefangen zu nehmen, und überhaupt die Scene von Hochkirch zu erneuern. Mit anbrechendem Tage sollte es geschehen. Dieser Entwurf aber mißlang, so rasch man auch dabei verfuhr. Die leichten Truppen der Oesterreicher drangen vor, die Preussischen Feldwachen zogen sich zurück, und der König hatte kaum Zeit, sein Pferd zu besteigen, um das Dorf zu verlassen. Dies Dorf war die Grenze der anrückenden Krieger; denn mit einer Geschwindigkeit, die allen Glauben übersteigt, stand das Preussische Heer in Waffen da. In Zeit von drei Minuten sah man bei so vielen Tausenden den seltsamen Uebergang von der größten Ruhe zur größten Thätigkeit. Es lag alles, Infanterie, Cavallerie und Artillerie in den Zelten im tiefen Schlaf; über die ganze Linie war eine todte Stille verbreitet, und auf einmal stand alles in Schlachtordnung. Die Sonne verkündigte in ihren ersten Strahlen einen schönen Sommertag, als das gräßliche Geschrei: „zum Gewehr! zum Gewehr!“ von vielen tausend

Stimmen wiederholt, durchs ganze Lager erkönte. Die Soldaten stürzten halb angezogen aus ihren Zelten, stellten sich in Reih und Glied, und so rückte das ganze Treffen in geschlossener Linie dem Feind entgegen, der sich nun eilfertig zurückzog, weil Daun eine förmliche Schlacht gar nicht wünschte.

Der Versuch des Ueberfalls erzeugte eine Veränderung in der Stellung der Königlichlichen Armee. Das Preussische Lager wurde von dem sogenannten großen Garten entfernt, und; um nun die linke Flanke der neuen Stellung zu sichern, machte man aus dem Garten einen Verhaack. Die hohen majestätischen Bäume, ehrwürdig durch ihr Alter, und unschätzbar wegen ihrer Seltenheit, die in schönster Ordnung gestellt die herrlichsten Alleen bildeten, wurden jetzt umgehauen, und überhaupt der ganze, zur Ergötzlichkeit der Einwohner immer offenstehende Garten, der durch Größe, Kunst und Pracht sich so sehr auszeichnete, der eine Zierde Deutschlands, und eines mächtigen Monarchen würdig war, in wenig Stunden in die schrecklichste Einöde verwandelt. Die marmornen Bildsäulen, die den Garten schmückten, hatten die Sachsen vor der Belagerung weggeräumt, und die Sammlung der Königlichlichen Antiken, diesseits der Alpen eine der vortrefflichsten, in eben diesem Garten vergraben, den man zerstückte. Die Preußen hatten hievon keine Spur, und so wurden diese Denkmähler der Kunst für die Sachsen erhalten.

Die Belagerung wurde seit dieser veränderten Stellung nur schwach fortgesetzt. Alle Hoffnung zur Eroberung von Dresden war nun verschwunden. Zu vielen andern Hindernissen kam noch der Verlust eines beträchtlichen Preussischen Transports, von Munition und Getreide, womit acht aus Magdeburg kommende Schiffe beladen waren, die sämtlich den Oesterreichern in die Hände fielen; auch gingen die Lebensmittel an, den Preußen zu fehlen, denn die Feinde waren Meißner von der Elbe, und machten alle Zufuhr höchst unsicher.

Eben da Friedrich in Begriff war, die Belagerung aufzuheben, kam die Nachricht von der Einnahme von Glatz an. Die Belagerten verkündigten solche durch Freudenfeuer, und schossen rings um die Stadt mit Kugeln Victoria. Zu gleicher Zeit erfuhr der König, daß Laudon, um die erlangten Vortheile aufs beste zu nutzen, Breslau belagere. Diese Nach-

richt beschleunigte den Ausbruch des Kbnigs. Es war am 30sten Julius, in einer sehr regnigen und stürmischen Nacht, als die Preußen von Dresden abzogen. Durch einige Kanonen mußte das Feuer in den Laufgräben unterhalten werden; es wurde immer schwächer, und endlich hörte es ganz auf. Der König verließ nun sein Lager, und marschirte mit seiner Armee nach Meissen zu.

So endigte sich die Belagerung von Dresden, die den Preußen 1478 Todte und Verwundete, und 261 Gefangene gekostet hatte. 6 Kirchen in dieser Residenz, und 416 größtentheils hohe schöne Häuser, Palläste und öffentliche Gebäude lagen in der Asche, und 115 waren beschädigt. Eine Menge Einwohner hatten ihr Leben verloren, oder waren verstümmelt worden, und noch mehrere, deren Loos zuvor Wohlstand gewesen, waren nun bettelarm. Viele hundert Familien, die durch die Industrie zahlreicher Geschlechter empor gekommen, und die Früchte derselben als ihr Erbtheil in stiller Ruhe genossen hatten, sahen jetzt, nach wieder erlangter Besonnenheit, mit verstärktem Gram, daß unwiederbringlich ihr Alles verloren war. Blutsverwandte, durch die Bande der Zärtlichkeit und Liebe an einander gefesselt, trennten sich jetzt. Männer nahmen den Wanderstab in die Hand, verließen ihr unglückliches Vaterland, und suchten Brod unter einem fremden Himmel. Mädchen, in Ueberfluß erzogen, und sonst von vielen Händen bedient, entsagten nun allen ihren genossenen Bequemlichkeiten, dem gewohnten Wohlleben, ihren angenehmen jetzt verschwundenen Aussichten, und wurden selbst dienende Personen, um ihr Leben zu fristen. Die schreckliche Wirkung dieser unglücklichen Belagerung blieb ein Menschenalter hindurch noch sehr fühlbar.

Mit dieser unglücklichen Unternehmung auf Dresden schloß sich die Kette von Unglücksfällen, die seit zwölf Monaten ununterbrochen auf Friedrich losgestürmt hatten. So wie der Feldzug vom Jahr 1757 in der Geschichte der Kriege ohne Beispiel ist, eben so beispieleslos ist es, daß ein Monarch in einem so kurzen Zeitraum so viel aufeinander gehürntes Kriegsunglück erfuhr, ohne ganz zu unterliegen. Die gegen die Russen verlorne Schlacht bei Kai im Julius 1759 führte den Reiben, und war das traurige Signal eines ununterbro-

chenen widrigen Schicksals; ihr folgten die schreckliche Niederlage bei Kunersdorf, und der Verlust von Dresden. Sink wurde mit seinem großen Corps bei Maxen, Dierke mit seinem kleinen bei Meissen gefangen; sodann der tödtende Winter-Feldzug mit seinen Seuchen; das unglückliche Treffen bei Landshut, die feindliche Eroberung von Glatz, und jetzt die mißlungene Belagerung von Dresden.

Nun ging der Marsch des Königs nach Schlessen, den Daun Sorge getragen hatte, den Preußen so beschwerlich als möglich zu machen. Seine leichten Truppen mußten alle Brücken verbrennen, und alle nach Schlessen führende Wege durch Verhakte unbrauchbar machen. Friedrich überwand jedoch diese Schwierigkeiten, und setzte seinen Zug fort, Breslau zu entsetzen, das von Laudon belagert wurde. Diese Begebenheit stellt ein erstaunenswürdiges Beispiel dar. Friedrich, der mit dem Adlerblick des Genies seine Heerführer zu wählen wußte, wählte diese Sorgfalt sehr selten bei der Wahl von Commandanten in seinen Festungen an. Er überließ es gewöhnlich der Rangordnung oder dem Zufall, ob ein *D*, oder ein *Heyden* darin das Commando führte. Friedrich kannte beide nicht, und war gleich erstaunt über das schändliche Betragen des erstern, als über das bewundernswürdige Verhalten des letztern, der, bei seinem Garnison-Regiment nicht zum Dienst im Felde bestimmt, noch weniger durch seinen Rang zum Befehlshaber erkoren, mit ganz begrenzten Aussichten in Rücksicht auf militairischen Ruhm, in einer kleinen Stadt unbemerkt seine Tage durchleben sollte, dessen seltener Muth aber zu wiederholtenmalen die großen Entwürfe der Russen zerstörte.

Diesmal war Friedrich auch von seinem guten Genius wohl bedient worden. Die königliche Leib-Garde hatte seit der Schlacht bei Kollin, wo sie größtentheils aufgerieben, hernach aber wieder vollzählig gemacht wurde, in Breslau ihr Kriegsquartier, und ihr Befehlshaber, der General Tauenzien, wurde durch diesen Umstand Commandant der Hauptstadt Schlessens. Dieser General, in der Potsdamer Kriegsschule erzogen und grau geworden, verband mit den höchsten Begriffen von Ehre, großen Muth, Einsicht und militairische

Talente. Alles dieses in einem hohen Grade zu vereinigen, war auch durchaus in einer Lage erforderlich, die vielleicht nie ihres gleichen gehabt hat. Laudon stand mit 50,000 Oesterreichern vor der Stadt, und innerhalb der Mauern waren 9000 Oesterreichische Kriegsgefangene in Begriff zu revoltiren. Allen diesen Feinden von innen und außen hatte Lanuzien in einer großen Stadt nur 3000 Mann entgegen zu stellen, und von dieser so schwachen Besatzung waren 2000 entweder Ueberläufer, oder gezwungene Soldaten, oder Invaliden. Nur auf die ungefähr 1000 Mann starke Garde des Königs konnte er sich verlassen, und auch diese bestand größtentheils aus Ausländern, von denen die mehresten bei ihrem geringen Sold ungerne dienten, und nur durch Grundsätze von Ehre und Disciplin bei ihren Fahnen gehalten wurden. Mit einer so geringen Anzahl größtentheils unzufriedener und unbrauchbarer Soldaten, eine Armee in der Stadt in Zaum zu halten, und einer andern außerhalb der Mauern Widerstand zu thun, und zwar in einem großen, von vielen tausend zur Empörung geneigten Bürgern bewohnten, nicht außerordentlich besetzten Ort: ein solches Wunder zu bewirken, vermochte nur die Macht der Preussischen Kriegsdisciplin; und wenn bei der spätesten Nachwelt militairische Tugenden von Geschichtschreibern gepriesen, und von Dichtern besungen werden, so wird Hochkirch und Breslau wegen des Triumphs der Disciplin bei ihnen ewig ein Gegenstand der Bewunderung seyn.

Laudon war nicht ohne Besorgniß, durch herbeieilende Preussische Armeen an seinem Vorhaben gehindert zu werden, das er ohne Beihülfe der Russen auszuführen wünschte. Die möglichste Geschwindigkeit war daher bei dieser Unternehmung erforderlich. Er war weder mit Belagerungs-Geschütz, noch mit der dazu nöthigen Munition versehen. Die mit Wasser angefüllten Festungsgräben gestatteten ihm auch keinen Sturm; nichts blieb ihm also übrig, als Unterhandlung und Feuer. Er forderte den Commandanten auf, sich zu ergeben, und bediente sich der Gründe: „Breslau sey eine Handelsstadt, „und keine Festung; es wäre daher wider Kriegsgebrauch, „selbige gegen große Uebermacht zu vertheidigen; der König „sey jenseits der Elbe, und der Prinz Heinrich unweit der „Warthe; die Russen würden in zwei Tagen mit 75,000 Mann

„erscheinen; er glarbe, daß die Stadt lieber Deserreicher, als Russen einnehmen würde; er wolle der Befähung die Bedingungen der Capitulation überlassen; würde aber die Uebergabe verweigert, so solle die Stadt aus fünf und vierzig Mörsern in Brand gesteckt werden.“ Tauenzien antwortete kurz: „Breslau sey eine Festung, und er würde den Feind auf den Wällen erwarten, wenn auch die Häuser in Asche verwandelt werden sollten.“ Laudon versuchte nun, die Bürgerschaft wider den Commandanten aufzubringen, und ließ an den Präsidenten des Stadt-Magistrats, Conradi, schreiben. Der Brief war voll Mitleid gegen die unschuldigen Einwohner, wobei die Nachricht von den fünf und vierzig zum Brande fertig stehenden Feuer-Mörsern, so wie die 75,000 im Anzuge befindlichen Russen, nicht vergessen wurden. Dies Schreiben aber konnte keine Wirkung in einer Stadt haben, wo ein General wie Tauenzien Commandant war; auch blieb es unbeantwortet. Hierauf fing das Bombardement an. Der Commandant nahm dabei seine Maasregeln so weislich und so nachdrücklich gegen die Feinde, sowohl innerhalb als außerhalb der Stadt, daß alle feindliche Versuche fehlschlügen; und da Laudons Hauptquartier aus Feldschlangen (einer Art langen Geschützes) mit forcirten Ladungen erreicht werden konnte, so ließ er diesem Feldherrn keine Ruhe, und zwang ihn durch Kugeln, die in seine Wohnzimmer fielen, sich weiter zurückzuziehen.

Da jedoch Tauenzien des Entsatzes nicht gewiß, und von seiner Schwäche überzeugt war, so versammelte er die Officiere der königlichen Garde, stellte ihnen seinen Zustand und die Möglichkeit vor, daß die Stadt noch vor Ankunft des Königs von den Feinden mit dem Schwerdt in der Faust erobert werden könnte; in diesem Fall nun wollte er sich mit der Garde auf den Wällen bis auf den letzten Blutstropfen wehren; damit, wie er sagte, die Welt nicht das sonderbare Schauspiel erlebte, die ganze Leibwache Friedrichs Kriegsgefangen zu sehen. Die Officiere, von kriegerischem Ehrgeiz und Vaterlandsliebe befeelt, stimmten diesem edeln Vorsatz bei, und waren entschlossen, fechtend zu sterben. Glücklicherweise kam es nicht zu diesem verzweifelten Schritt; denn der Prinz Heinrich nahte sich mit starken Märschen, und nun war

war Laudon selbst gezwungen, den General Soltikow, der neun Meilen von Breslau stand, zu bitten, seinen Marsch zu beschleunigen. Noch aber machte er einen letzten Versuch, den Commandanten zur Uebergabe zu bewegen, und erbot sich, alle Bedingungen, die er nur verlangen würde, zu unterzeichnen. Lauenzien aber antwortete: „Ich habe keinen Begriff von der Ehre eines Commandanten, der eine Festung übergibt, ehe Bresche geschossen ist. Unerlaubt ist's, die Belagerung einer Stadt mit dem Ruin ihrer Einwohner anzufangen. Der Brand hat meine Gefinnungen nicht geändert, vielmehr befestigt.“ Damit hatte denn die ganze Expedition ein Ende. Am folgenden Tage hob Laudon die Belagerung auf, die nur fünf Tage gedauert, aber in dieser kurzen Frist viel Schaden angerichtet hatte. Der König schenkte den Einwohnern zur Vergütung ihres Verlustes 50,000 Reichsthaler. Man hat bei dieser Belagerung als merkwürdig aufgezeichnet, daß dabei das schönste Frauenzimmer in der Stadt, und der schönste Soldat von der königlichen Leibwache getödtet, die größte Kanone gesprungen, und der schönste Pallast eingestürzt worden; auch das Wohngebäude des Königs war in Feuer aufgegangen.

Heinrichs schnelle Ankunft rettete nicht allein Breslau, sondern ganz Schlesien; denn die Russische Haupt-Armee befand sich auch schon im Mittelpunkte dieser Provinz, eine Meile von der Hauptstadt, und der Plan ihres Heerführers war, sich mit den Oesterreichern zu vereinigen. Er hatte auf die gewisse Eroberung von Breslau gerechnet, und auf das hier befindliche große Magazin, das seine Armee den noch übrigen Feldzug verpflegen sollte. Diese Erwartungen aber wurden durch die klugen Maaßregeln des Prinzen Heinrich für jetzt vereitelt, so daß Soltikow es nicht wagte, über die Oder zu gehen. Die Zeit war beiden Theilen überaus kostbar; denn auch Friedrich, der für Breslau besorgt war, näherte sich mit starken Schritten. Er hatte Hülsen mit einem ansehnlichen Corps in Sachsen zurückgelassen, und war in Angesicht der Oesterreichischen Haupt-Armee über die Elbe, die Spree, die Neiße, die Queiße und Bober gegangen. Er war mitten durch die Corps von Riedesel und Lasew passiert, letzteres folgte ihm nachher beständig in einer Entfernung

von drei Meilen, dagegen die große Oesterreichische Armee vor ihm herzog.

Obgleich der König einen Zug von 2000 Proviantwagen bei sich hatte, und die Brücken zerstört waren, so legte er doch in fünf Tagen zwanzig Meilen mit seiner Armee zurück, und erreichte ohne Verlust die Schlessische Grenze. Dann vermied alle Gelegenheit zur Schlacht, und vereinigte sich endlich mit der Laudonschen Armee, um wo möglich den König von seinem Bruder Heinrich abgesondert zu halten, und ihn auch von Schweidnitz und Breslau abzuschneiden. Friedrich und Daun blieben jedoch in der Nähe, und nur die Katzbach, ein kleines Wasser, trennte beide Armeen. Die gar zu große Ueberlegenheit der feindlichen Heere, die über 100,000 Mann seinen 30,000 Mann entgegen stellten, nöthigte den König, das Betragen eines Parteigängers nachzuahmen, und oft seine Stellung zu verändern, um dem Feinde auszuweichen, und sich durch Thätigkeit und Wachsamkeit gegen dessen Unternehmungen zu sichern; dabei aber blieb er den feindlichen Armeen immer ganz nahe zur Seite, damit sie sich nicht gegen den Prinzen Heinrich wenden möchten, der die Russen beobachtete. Bei Goldberg erbeuteten die Preussischen Husaren einen großen Theil der feindlichen Bagage, worunter sich auch die ganze Equipage des Generals Lascey befand. Der König befahl, diese letztere nicht zu berühren; er schickte sie dem Feldherrn zu, von einem Trompeter begleitet, und behielt von der ganzen Beute nur eine große, sauber gezeichnete Karte von allen Oesterreichischen Lägern in den Feldzügen von 1758 und 1759; da Lascey aber auch um diese Karte ansuchte, erfolgte die Antwort, er solle sie haben, sobald sie copirt seyn würde.

Die Russen, die sich noch auf der andern Seite der Oder unweit Breslau befanden, waren gar nicht mit den behutsamen Bewegungen der Oesterreicher zufrieden. Sie glaubten, daß es dem König, den man nicht gehindert habe, über die Elbe, Spree und Bober zu gehen, auch jetzt nicht verwehrt seyn würde, die Oder zu passiren, sich mit dem Prinzen Heinrich zu vereinigen, und sodann mit seiner ganzen Macht auf sie zu fallen. „Es kostet dem König nur einen seiner gewöhnlichen Marsche und Kunstgriffe,“ sagte der Feldmar-

schall Soltikow, „um dieses zu bewirken,“ und erklärte dabei ausdrücklich, daß er, sobald man den König über die Oder gehen ließe, sich nach Polen zurückziehen würde.

Diese Drohung nöthigte Daun, eine Schlacht zu wagen, um den König aufzuhalten. Den 13ten August sollte das Preussische Lager bei Liegnitz angegriffen werden. Die Lage desselben war nicht vortheilhaft, und der feindliche Entwurf vortreflich. Man wollte Friedrich mit Tagesanbruch an vier Orten zugleich anfallen, und wo möglich ein Seitensstück zu Hochkirch liefern. Die weitere Absicht war, ihm den Weg nach der Oder abzuschneiden, ja selbst den Rückzug nach Glogau zu versperren. Man war im Oesterreichischen Lager von dem glücklichen Erfolg im voraus so sehr überzeugt, daß die Soldaten daselbst sagten: der Sack wäre nun aufgemacht, worin man den König von Preußen und seine ganze Armee auffangen; und ihn sodann zuschnüren würde. Der König erhielt zufällig erst am Abend vor der Ausführung von diesem Vorhaben Nachricht; auch erfuhr er die vorgedachte Prahlerei. Er erzählte sie selbst bei der Tafel; und fügte hinzu: „Die Oesterreicher haben nicht ganz unrecht, aber ich denke, in den Sack ein Loch zu machen, das sie Mühe haben werden auszubessern.“ Er war seiner üblen Stellung halber nicht ohne Sorge gewesen, aber dennoch hatte er wegen gewisser Proviant=Maßregeln aufgeschoben, das unvortheilhafte Lager zu verlassen. Die Nacht am 14ten war dazu bestimmt. Der Englische Gesandte Mitchel, voll der Besorgniß eines schrecklichen Angriffs, verbrannte einen Theil seiner Papiere, wollte sich aber nicht entfernen.

Auf die erhaltene Nachricht bereitete sich Friedrich zur Schlacht, und sogleich war sein Entwurf gemacht. Mit Anbruch der Nacht verließ er mit der Armee das Lager, dessen Wachfeuer jedoch durch Bauern unterhalten wurden; dergleichen mußten Husaren=Patrouillen alle Viertelstunden das nächtliche Lagergeschrei fortsetzen. Eben dies geschah auch im Lager der Oesterreicher, um ihren Aufbruch zu verbergen; auch wurde der Gewohnheit dieser Truppen gemäß durch zurückgelassene Tamboure um Mitternacht die Schaarwache geschlagen; so daß beide Heere zu gleicher Zeit durch die nämlichen Mittel ihre Feinde zu täuschen suchten, und beide,

durch einen sonderbaren Zufall, mit Schatten kämpften. Nun zog sich Friedrich auf die Anhöhen bei Liegnitz, und stellte sich alsdann ganz in der Stille in Schlachtordnung. Es war eine ungemein schöne Sommernacht. Der gestirnte Himmel hatte kein Wölkchen, und kein Lüftchen wehete. Niemand schlief. Die Soldaten hatten sich mit ihrem Gewehr im Arm gelagert, allein sie waren munter, und da sie nicht singen durften, so unterhielten sie sich mit Erzählungen. Die Officiere gingen spazieren, und die Generale ritten herum, um alles Nöthige zu beobachten. Der König saß auf einer Trommel, wie Gleim in den Preussischen Kriegsliedern singt:

„Auf einer Trommel saß der Held
 „und dachte seine Schlacht,
 „den Himmel über sich zum Zelt,
 „und um sich her die Nacht.“

Es fing eben an zu dämmern, als sich Laudon näherte, der mit seiner 30,000 Mann starken Armee den linken Flügel der Preußen im Lager angreifen sollte, von welchem er, der vorigen Stellung nach, noch weit entfernt zu seyn glaubte. Bald aber wurde er mit Erstaunen gewahr, daß er die ganze Armee des Königs vor sich hatte, dessen zweites Treffen auf ihn sogleich losfiel, und ihn von einer in der Nacht aufgeführten Batterie begrüßte. Das erste Treffen hatte Friedrich zur Beobachtung Dauns bestimmt, der seinem rechten Flügel gegenüber stand. Laudon, der sich auf die Unterstützung seines Ober-Feldherrn verließ, wich dem Kampf nicht aus, sondern bot den Preußen die Spitze, und überließ den Ausgang der Tapferkeit seiner Truppen, und dem ihn so oft begleitenden Glück. Er ließ seine Cavallerie auf die Preussische einbrechen, die aber zurückgeworfen und in Moräste getrieben wurde, wo sie sich nur mit vieler Mühe herausarbeiten konnte; und nun rückte die Preussische Infanterie vor, und schlug auch nach einem hartnäckigen Kampf die Oesterreichische Infanterie aus dem Felde. Die letztere machte jedoch noch einen Versuch, mit einer ganzen Colonne durch das vor der Preussischen Fronte liegende Dorf Panten zu rücken; allein die Preußen steckten es durch Haubitzen-Granaten in Brand, und zwangen die Feinde, das Gefecht auf den linken

Flügel einzuschränken. Die Hoffnung der Letztern auf Hülfe wurde vereitelt; denn Daun erfuhr erst spät den Angriff des Königs, da die, obwohl nur eine halbe Meile entfernte, Oesterreichische Haupt-Armee, wegen eines eben entstandenen widrigen Windes, nichts von dem Krallen des Geschüzes hören konnte; überdies wußte ihr Feldherr bei seiner Ankunft ins verlassene Preussische Lager gar nicht, wo die Armee, die man schon so gut als geschlagen glaubte, hingekommen war, und da er sich endlich dem Kampfplatz näherte, so konnte er wegen des Terrains nicht anders als mit großem Nachtheil das ihn erwartende erste Treffen der Preußen angreifen. Er machte einige Versuche vorzudringen, allein sie mißglückten. Laudon, der alles gethan, und sich persönlich der größten Gefahr ausgesetzt hatte, zog sich nun zurück, und überließ dem König das Schlachtfeld mit einem Verlust von 10,000 Mann, 23 Fahnen, und 82 Kanonen; 6000 Oesterreicher waren gefangen, und 4000 waren todt oder verwundet. Bei Friedrichs Heere hingegen zählte man 1800 Todte und Verwundete.

Es war ein sehr schöner Morgen. Die Sonne beschien den blutigen Wahlplatz der Leichen und Sterbenden; allein sie beleuchtete auch eine angenehme rührende Scene. Das Regiment von Bernburg, das, wie oben erzählt, bei Dresden so hart herabgesetzt war, ging mit dem Vorsatz in die Schlacht, die verlorne Ehre wieder zu erkämpfen, oder sich dem Kriegs-Dämon aufzuopfern. Dieser Entschluß, der ohne Unterschied des Ranges und des Alters in jeder Brust Wurzel faßte, und dessen Keime die tiefgebeugten Officiere sorgfältig entwickelten, erzeugte eine bewundernswürdige Tapferkeit, ganz des Preussischen Namens würdig. Dem König blieb sie nicht unbemerkt. Er ritt nach vollendeter Blutarbeit bei dem Regiment vorbei. Die Officiere schwiegen, in der stillen Hoffnung auf des Monarchen Gerechtigkeit; vier alte Soldaten aber fielen ihm in die Fügel, umfaßten seine Knie, beriefen sich auf ihre gethane Pflicht, und fleheten um die verlorne Gnade. Friedrich antwortete gerührt: „Ja Kinder! Ihr sollt sie wieder haben, und alles soll vergessen seyn.“ Noch den nämlichen Tag erhielt das Regiment die entzogenen militairischen Waffen und Zierathen, und Friedrich machte selbst bei der

Parole das tapfere Verhalten des Regiments, und die obllige Begnadigung desselben bei der ganzen Armee bekannt.

Diese Schlacht bei Liegnitz dauerte nur zwei Stunden. Um fünf Uhr des Morgens, da die feine Welt in allen Europäischen Ländern noch im tiefen Schlaf begraben lag, und die arbeitenden Volksklassen sich erst von ihrem Nachtlager erhoben, waren hier bereits große Thaten geschehen und vollendet. Man hatte einen wichtigen Sieg erfochten, der die Vereinigung der Russen und Oesterreicher hinderte, und alle ihre auf die Schlessischen Festungen gemachten Entwürfe vereitelte. Friedrich ließ auf der Stelle von der ganzen Armee ein Freudenfeuer machen, und sodann setzte er sich sogleich in Marsch; ein Marsch, ersaumenswürdig und einzig in seiner Art; denn diese von der Blutarbeit abgemattete und von zahlreichen Heeren umringte Armee, mußte ohne Rast und ohne allen Zeitverlust fortrücken, und dabei alles eroberte Geschütz, alle Gefangene, und auch alle Verwundete mitnehmen. Man packte die letztern auf Mehl- und Brodwagen; auch andere Wagen und Chaisen nahm man dazu, sie mochten gehören wem sie wollten; selbst der König gab die feinsten her. Auch die Handpferde des Monarchen und der vornehmsten Befehlshaber wurden nicht geschont, um die Verwundeten, die noch reiten konnten, fortzubringen. Die ledigen Mehlwagen schlug man in Stücke, und spannte die Pferde vor die erbeuteten Kanonen. Von den feindlichen Gewehren mußte ein jeder Reiter und Päcknecht eins mitnehmen. Nichts wurde zurückgelassen oder vergessen, erheblich oder unerheblich; es war Beute. Auch nicht ein einziger Verwundeter blieb zurück, weder von den Preußen, noch von den Oesterreichern, so daß um neun Uhr, vier Stunden nach geendigter Schlacht, dies so unvorbereitet neu belastete Heer, mit dem ganzen ungeheuern Troß, schon im vollen Marsch war.

Alle diese mannigfaltigen vortrefflichen Anstalten wurden in der größten Geschwindigkeit von dem General Saldern gemacht, einem Manne, der die seltenste Thätigkeit mit der ausgebreitetsten Kriegskennntniß und einem unbesiegbaren Muth verband, und der von Friedrich sehr oft zu Rathe gezogen wurde. Er schien zum Feldherrn geboren, und ob er gleich wegen seines Ranges als General-Major keine Armee an-

führte, so gehörte er doch zu den größten militairischen Genies seines Jahrhunderts. Sein Aeußeres war das Bild des Kriegsgottes, groß, sehr wohl gebildet, voll Majestät und Würde. Immer bei der Armee des Königs gegenwärtig, leistete er ihm die wichtigsten Dienste, sowohl durch Ausführung sehr schwieriger und verwickelter Aufträge, als durch sein Commando in der Linie des Treffens.

Der Zug der so außerordentlich belasteten Armee ging den nämlichen Tag noch drei Meilen, und zwar nach Parchwitz zu, in dessen Nähe Czernichef mit 20,000 Russen die Oder deckte. Der König befand sich jedoch ungeachtet seines Sieges in einer peinlichen Lage. Die Proviantwagen waren leer. Er hatte den 16ten August nur noch auf einen Tag Brod, außer dem kleinen Vorrath, den die Soldaten auf ihrem Rücken trugen. Wenn die Russen ihren Posten behaupteten, so konnte er nichts aus seinen Magazinen in Breslau ziehen; und um nach Schweidnitz zu marschiren, mußte er sich zuvor mit allen Oesterreichischen Armeen vereinigt schlagen. Wollte er auch dies mit seiner so sehr ungleichen Truppenzahl wagen, so war ein glücklicher Erfolg doch kaum denkbar, wegen des Transports von 6000 Gefangenen, von den erbeuteten Kanonen, und von einigen tausend Verwundeten, die man während der Schlacht bedecken mußte. Die Russen machten jedoch dieser Unruhe bald ein Ende. Die Haupt-Armee derselben zog sich über die Oder zurück, wobei die Befehlshaber zu ihrer Rechtfertigung sagten, daß, da sie in fünf Tagen keine Nachricht von den Oesterreichern erhalten hätten, so müßten sie entweder eine gänzliche Niederlage, oder eine völlig abgeschnittene Communication vermuthen; jezt also war der Weg nach Breslau den Preußen völlig offen. Der Russische General Czernichef stand aber noch mit einem Corps diesseits der Oder. Um auch seinen Rückzug zu beschleunigen, bediente sich der König einer List. Er schrieb an den Prinzen Heinrich, meldete ihm seinen Sieg über die Oesterreicher, und seinen Entschluß, die Oder zu passiren, um auch die Russen anzugreifen, wobei er seinen Bruder erinnerte, deshalb die verabredeten Bewegungen zu machen. Dieser Brief wurde einem Bauer gegeben, mit dem nöthigen Unterricht, wie er von den Russen

aufgefangen werden könnte. Die List hatte den besten Erfolg, und kaum hatte Czernichef den Brief gelesen, so eilte er über den Fluß zu kommen. Nun hatte des Königs bedenkliche Lage ein Ende, die nie, selbst nicht vor der Schlacht bei Leuthen, so gefährlich gewesen war, als jetzt vor der Schlacht bei Liegnitz; denn damals war von der rauhen Jahreszeit noch manches Hinderniß für die Sieger zu erwarten, auch waren die Russen nach ihrem Lande gezogen; jetzt aber war der Winter noch sehr entfernt, und die Russische Haupt-Armee in der Nähe; hiezu kam die ganze Macht Oesterreichs. Der Sieg über Laudon wandte alle diese Gefahren ab. Nie war der König vergnügter. Er konnte sich nun mit seinem Bruder Heinrich vereinigen. Das Kriegsglück, das ihn einige Zeit hindurch den Rücken gewandt hatte, schien ihn jetzt wieder anzulächeln. Er hatte eine Schlacht gleichsam auf dem Marsch gewonnen, und zwar auf eben dem Felde, wo im Jahr 1241 zwischen den christlichen Nationen und den Tartaren ein großes blutiges Treffen geliefert wurde.

Der regierende Herzog von Württemberg, der nicht bloß als Reichsstand die bestimmte Reichshülfe an Soldaten lieferte, sondern persönlichen Antheil an diesem Kriege nahm, war mittlerweile mit 12,000 Mann seiner eigenen Truppen nach Sachsen gekommen. Vorher agirte dieser Fürst gemeinschaftlich mit den Franzosen; jetzt wollte er sein Kriegsglück in Verbindung mit den Oesterreichern versuchen, wobei er keine Subsidien verlangte, sich aber die Brandschatzungs-Gelder vorbehielt, die er in den feindlichen Ländern erpressen würde; auch wurden die von ihm betretenen Preussischen und Hessischen Provinzen mit großer Strenge behandelt. Die Stadt Halle mußte an ihn 75,000 Reichsthaler erlegen. Im August stieß er zur Reichs-Armee, die fünf und dreißig Bataillone Infanterie, und sieben Cavallerie-Regimenter stark war, wozu noch von den Oesterreichern unter Haddick's Anführung sieben Infanterie- und sechs Cavallerie-Regimenter, nebst 2000 Kroaten kamen. Hülsen, der bei Weissen stand, verließ diesen Posten bei Annäherung einer so großen Uebermacht, und bezog ein verschanztes Lager bei Strehlen. Hier wurde er den 18ten August von allen Seiten angegriffen. Man hoffte, die Scene von Magaz zu erneuern. Die Preußen

aber behaupteten ihre Stellung, schlugen den Feind nach einem sehr lebhaften Gefecht zurück, und machten 1300 Gefangene. Nach diesem Treffen marschirte Hülsen nach Torgau, um seine Magazine zu decken. Hier verschanzte er sich, und behauptete sein Lager sechs Wochen lang, bis ihn der Mangel an Lebensmitteln nöthigte, diesen Posten zu verlassen. Er machte nun einen meisterhaften Rückzug nach Brandenburg. Auf diese Weise war ganz Sachsen bis auf Torgau und Wittenberg abermals von den Preußen geräumt, die jedoch beim Abschiede versprachen, bald wieder zu kommen.

So war die Lage der Preussischen Angelegenheiten in Sachsen. In Schlessien war Daun durch den Rückzug der Russen, und durch die meisterhaften Bewegungen des Königs genöthigt worden, sich nach der Schlacht bei Liegnitz in die Gebirge zu ziehen, um nicht von Böhmen abgeschnitten zu werden. Friedrich machte deshalb einen sehr verwegenen Marsch, und ging, trotz des heftigsten Kanonenschußes, mit seiner ganzen Armee ganz nahe am feindlichen Lager vorbei. Solitkow hatte jetzt auch alle Entwürfe zur Vereinigung mit den Oesterreichern aufgegeben, und wurde durch den Preussischen General Goltz beobachtet, der mit einem Corps von 12,000 Mann bei Glogau stand, nachdem die übrigen Truppen zum König gestossen waren. Verschiedene große, für die Preußen glückliche Scharmüchel bestätigten die Rückkehr des Glücks auf Seiten Friedrichs. Bei Hohen-Friedberg trieb Zieten den überlegenen Feind bis unter die Kanonen von Laudons Lager, und machte 400 Gefangene. Unweit Reichenau wurde das Beckische Corps angegriffen, wobei 800 Kroaten den Preußen in die Hände fielen, und in Wahlstadt nahm der General Krokow 300 Oesterreicher gefangen. Bei Hohen-Biersdorf in den Gebirgen kam es im Angesicht beider Armeen zwischen abgesonderten Kriegsschaaren zu einem großen Gefecht, wobei die Oesterreicher 600 Grenadiere und vierzehn Kanonen verloren. Die Kanonade dauerte achtzehn Stunden. Sämmtliche Heere rückten immer tiefer in die Gebirge, und standen endlich so nahe an einander, daß man mit Kanonen die beiderseitigen Läger bestreichen konnte. Es wurde jedoch unterlassen, weil es nichts gefruchtet hätte; selbst das Schießen mit dem Kleinen Gewehr bei den Vorposten war verboten, so

daß alles das Ansehn eines Waffenstillstandes hatte; die äußersten Vorposten und Streifwachen beider Theile sprachen mit einander, und wenn die letztern zusammenstießen, und eine Partei in der Nacht von ihrem Wege abgekommen war, so wurde sie von der andern freundlich zurechtgewiesen.

Diese Methode, dem Feind nahe unter die Augen zu rücken, die der König oft gebrauchte, setzte die Oesterreichischen Feldherren gewöhnlich in Verwirrung, veränderte ihre Pläne, und machte sie in ihren Unternehmungen unschlüssig. Eine solche Dreistigkeit, wodurch man sich über alle gebräuchliche Regeln wegsetzte, erzeugte überdies noch andere Vortheile; allein seit Cäsars Zeiten hatte kein Heerführer in Europa sich dieses trefflichen Mittels bedient, bis Friedrich, der die Thaten dieses Größten der Römer, den er selbst für seinen Meister in der Kriegskunst erkannte, unablässig studirte, es auch bei seinen Feldzügen anwandte. Es war auch jetzt von großer Wirkung; denn Daun gab alle seine Entwürfe für die gegenwärtige Zeit auf, verkroch sich bei aller seiner Uebermacht in die Gebirge, und war nur auf die Erhaltung seines Heeres bedacht.

Neuntes Buch.

Die in Pommern befindlichen Russen waren indessen nicht müßig. Eine Russische Flotte, commandirt von dem Admiral Mischakow, war im August an den Küsten dieser Provinz angekommen, und nun wurde Colberg von sieben und zwanzig Russischen Kriegsschiffen, Fregatten und Bombardier-Gallioten zu Wasser, und von 15,000 Mann zu Lande förmlich belagert. Hiezu kam noch eine Schwedische Escadre von sechs Linienschiffen und zwei Fregatten, die zu der Russischen Belagerungs-Flotte stießen. Der General Demidow, der 8000 Russen auf Schiffen herbei geführt hatte, die sich mit den andern von der Haupt-Armee vereinigten, commandirte die Belagerung zu Lande, die von drei Seiten zugleich geschah. In vier Tagen warf man über 700 Bomben in die Stadt, ohne die Feuerkugeln zu rechnen. Alles war auch zum Sturm bereitet. Dieser Versuch der Belagerung aber gelang nicht